

MARINA FIORATO
Das Herz von Siena

Buch

Am Tag ihres neunzehnten Geburtstags wird der schönen Pia Tolomei, Tochter einer der ersten Familien Sienas, Vincenzo Caprimulgo vorgestellt – ihr Verlobter. Nach dem Palio, auf das die ganze Stadt hinfiebert, soll Pia ihm gehören. Doch bei dem Pferderennen begegnet sie dem geheimnisvollen Riccardo Bruni, und Vincenzo stirbt nach einem Sturz. Als Pia prompt seinem berüchtigten Bruder Nello zugesprochen wird, beginnt sie zu fürchten, dass ihr Vater ein geheimes Interesse an der Verbindung beider Familien hat. Sie ahnt nicht, dass Machtbestrebungen aus den höchsten Ebenen im Spiel sind – die auch Riccardo nicht unbekannt sind.

Denn er ist der Vertraute der Regentin ...

Autorin

Marina Fiorato studierte Geschichte, Kunst und Literatur in Oxford und Venedig. Sie arbeitete als Illustratorin, Schauspielerin und Filmkritikerin. Mit ihren Bestsellern *Die Glasbläserin von Murano* und *Das Geheimnis des Frühlings* begeisterte sie die Leser auch in Deutschland. Sie heiratete ihren Mann, einen englischen Filmregisseur, auf dem Canal Grande und lebt mit ihrer Familie im Norden von London.

Bei Blanvalet von Marina Fiorato lieferbar:

Das Geheimnis des Frühlings (37480)

Die Heilerin von San Marco (geb. 2635)

Marina Fiorato

DAS HERZ VON SIENA

Historischer Roman

Aus dem Englischen
von Nina Bader

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »The Daughter of Siena«
bei John Murray, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2013 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.
Copyright © der Originalausgabe 2011 by Marina Fiorato
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012 by Limes Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Das Dante-Zitat auf S. 340 stammt aus folgender Ausgabe:
Dante Alighieri, *La Commedia* –
Die göttliche Komödie. II Purgatorio / Läuterungsberg. Italienisch / Deutsch.
In Prosa übersetzt und kommentiert von Hartmut Köhler.
Stuttgart: Philipp Reclam jun., 2011.
Redaktion: Barbara Müller
ES · Herstellung: sam
Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-37975-0

www.blanvalet.de

Für meine Schwester Veronica und ihren Mann
Richard Brown,
der einiges von Pferden versteht.

Siena

1723

Prolog

Der Esel

Die beiden Bürger Sienas starrten auf den stinkenden Kadaver, der bei dem Camollia-Tor über die Mauer geworfen worden war.

»Ist das ein Pferd?«, fragte der Jüngere, denn das Tier war so stark verwest, dass sich kaum noch erkennen ließ, worum es sich handelte.

»Nein, ein Esel«, erwiderte der Ältere.

»Hm.« Der junge Mann runzelte nachdenklich die Stirn.
»Was mag das nur zu bedeuten haben?«

»Nun ...« Der andere war über die Frage sichtlich erfreut. Sein Gebaren wies ihn als die Art von Mensch aus, die grundsätzlich alles besser wusste, was seine Freunde nicht unbedingt für ihn einnahm. »1230 pflegten die Florentiner, als sie Siena belagerten, tote Esel über die Stadtmauern zu werfen. Sie hofften, die Kadaver würden Seuchen auslösen.«

Der jüngere Mann zog rasch sein Halstuch über Nase und Mund.

»Glaubst du, an dem hier kann man sich anstecken? Stinken tut er weiß Gott genug.«

»Ach, wir leben nicht mehr in den alten Zeiten. Irgendein Esel ist verreckt, und sein Besitzer hatte keine Lust, ihn zu verscharren, das ist alles.«

Sein Begleiter verrenkte sich den Hals und strich über die Stelle, von der er hoffte, dass dort eines Tages ein Bart zu sprießen beginnen würde. »Ich weiß nicht ... Sieh mal, oben auf dem Tor kleben etwas Blut und Hautfetzen. Das Biest ist aus einem bestimmten Grund hinübergeworfen worden. Sollen wir das melden?«

»Wem denn?«

»Nun ... vielleicht der Gouverneurin? Der Ratsversammlung? Oder der Stadtwache?«

Der ältere Mann drehte sich zu seinem Gefährten um. Bislang hatte der Junge ihm noch nie widersprochen, daher fühlte er sich bemüßigt, einen etwas schärferen Ton anzuschlagen.

»Die Stadtwache?«, spottete er. »Am Vorabend des Palio? Meinst du nicht, die haben da andere Dinge im Kopf als einen toten Esel?«

Der Junge ließ den Kopf hängen. Er musste seinem Begleiter recht geben. Morgen fand der Palio statt, und die ganze Stadt gäerte vor Aufregung – einer Aufregung, die manchmal in Gewalt umschlug. Trotzdem trat er ein paar Schritte zurück, bis er den grausigen Haufen nicht mehr sehen konnte. Wie alle Sienesen war auch er zutiefst abergläubisch und konnte den Gedanken nicht abschütteln, dass das tote Tier ein schlechtes Omen für die Stadt darstellte. Böse Vorahnungen begannen in seinem Kopf umherzuschwirren wie die Fliegen um den Kadaver.

1

Die Eule

Zu ihrem neunzehnten Geburtstag erhielt Pia Tolomei, die schönste Frau Sienas, eine Halskette und einen Ehemann.

Ihren Ehrentag verbrachte sie zunächst damit, ruhig in ihrer Kammer zu sitzen – wie an jedem anderen ihrer ewig gleich verlaufenden Tage. Doch dann richtete Pias Zofe ihr aus, dass ihr Vater sie zu sehen wünschte, und sie wusste sofort, was ihr bevorstand. Seit sie elf Jahre alt war, wartete sie auf diesen Augenblick.

Mit zitternden Händen legte sie ihren Stickrahmen beiseite und begab sich unverzüglich in das Piano nobile hinunter. Auch ihre Knie zitterten, als sie ihre schmale, kerzengerade Gestalt die Treppe hinuntertrugen, aber Pia verfügte über ein beträchtliches Maß an Mut. Sie wusste, dass der Zeitpunkt gekommen war, sich dem zu stellen, was sie schon seit Jahren fürchtete – seit sie alt genug war, um die ungeschriebenen Gesetze des Heiratsmarktes zu begreifen.

Seit acht Jahren hatte Pia tagtäglich damit gerechnet, irgendeinem jungen sienesischen Adelsspross wie ein Geschenk zur Frau gegeben zu werden, doch das Schicksal hatte ihr bislang noch die Freiheit gewährt. Pia wusste, dass

ihr Vater sie nicht außerhalb ihres Stadtteils, der Contrada Civetta, der Eule, verheiraten würde. Und das war ihr Glück gewesen, denn in den guten Civetta-Familien gab es nicht viele männliche Erben. Ein Junge, mit dem sie schon in der Wiege verlobt worden war, war am Wasserfieber gestorben, ein anderer war in den Krieg gezogen und wieder einer hatte im Ausland geheiratet. Der einzige andere Erbe, der ihr einfiel, hatte gerade seinen fünfzehnten Geburtstag gefeiert. Sie vermutete, dass ihr Vater gewartet hatte, bis dieser Junge volljährig wurde. Als sie jetzt nach unten ging, wappnete sie sich dafür, an ein Kind gekettet zu werden.

Ihr Vater Salvatore Tolomei stand in einem Strahl goldenen Lichts, der durch das Fenster der großen Kammer fiel. Er hatte schon immer einen Hang zu theatralischen Inszenierungen gehabt. Auch jetzt wartete er, bis sie auf ihn zutrat und einen kühlen Kuss auf seine Wange hauchte, bevor er mit der schwungvollen Geste eines Magiers eine glitzernde Goldkette aus seinem Ärmel zog und in ihre Handfläche gleiten ließ, wo sie sich wie eine kleine glitzernde Schlange zusammenrollte und Pia sah, dass eine Art Medaillon daran hing.

»Sieh genauer hin«, drängte Salvatore.

Pia gehorchte, ohne sich ihre aufkeimende Ungeduld anmerken zu lassen, und betrachtete fragend den rumpflosen, wie schwebenden Frauenkopf auf der runden Goldscheibe.

»Das ist Königin Kleopatra in höchsteigener Person, auf einer ihrer eigenen ägyptischen Münzen«, flüsterte Salvatore ehrfürchtig. »Sie ist über tausend Jahre alt.«

Seine massige Gestalt schien vor Stolz noch mehr anzuschwellen. Pia seufzte innerlich. Während sie heranwuchs, hatte man sie fast täglich daran erinnert, dass die Vorfahren der Tolomei einem ägyptischen Königsgeschlecht, den

Ptolemäern, entstammten. Salvatore Tolomei nutzte wie alle seine männlichen Ahnen vor ihm jede sich bietende Gelegenheit, um den Leuten von der berühmten Königin Kleopatra zu erzählen, deren direkter Nachfahr er, der Capitano der Contrada Civetta, war.

Mit einem Mal spürte Pia die Bürde ihres Erbes schwer auf sich lasten. Fast mitleidig musterte sie die längst verstorbene Herrscherin. Unfassbar, dass ihre lange, illustre königliche Linie sich bis hin zu ihr erstreckte – zu Pia, der kleinen Eule, der Tochter und Erbin des Hauses der Eulen. Nur war Pia lediglich die Königin ihrer Contrada, Herrscherin eines ruhigen Stadtviertels im Norden Sienas, Regentin einer Anzahl alter Höfe und Herrin über eine Kompanie von Schuhmachern.

»Schau dir die andere Seite an.«

Pia drehte die Münze um und sah das goldene Relief einer kleinen Eule.

»Unser eigenes Emblem und ihres; das Emblem von Minerva, von Aphrodite ... von Civetta.«

Sie blickte zu ihrem Vater auf; wartete darauf, dass er zur Sache kam. Salvatore verschenkte nichts, ohne eine Gegenleistung zu erwarten, das wusste sie.

»Es ist ein Geschenk zu deinem Namenstag, aber auch eine Mitgift«, fuhr er fort. »Ich habe mit Faustino Caprimulgo von der Contrada Aquila gesprochen. Sein Sohn Vincenzo wird dich zur Frau nehmen.«

Pia schloss die Hand so fest um die Münze, dass sie ihr ins Fleisch schnitt. Eine weißglühende Flamme der Wut loderte in ihr auf. Sie hatte natürlich nicht erwartet, ihren Mann selbst wählen zu dürfen, aber gehofft, im Fall einer Verbindung mit dem Chigi-Jungen diesen ein wenig formen zu können, bis er sich zumindest annähernd so verhielt, wie sie es sich wünschte – sie freundlich behandelte und ansonsten mög-

lichst in Ruhe ließ. Wie konnte ihr Vater ihr das antun? Sie hatte immer, wirklich immer getan, was Salvatore von ihr verlangte, und nun belohnte er sie dafür, indem er sie nicht nur mit einem Mann vermählte, dessen denkbar schlechter Ruf selbst ihr bekannt war, sondern der noch dazu einer fremden Contrada angehörte. Es war einfach unfassbar!

Ihr war bekannt, dass man Vincenzo nachsagte, fast ebenso skrupellos und grausam zu sein wie sein Vater, der berühmte Faustino Caprimulgo. Die Familie Caprimulgo, die Capitani der Adler-Contrada, gehörte zu den ältesten Familien Sienas, aber die Würde des alten, vornehmen Blutes spiegelte sich nicht in ihrem Verhalten wider. Sie hatten sich zahlreicher Verbrechen schuldig gemacht, waren eine Bande von Schurken – Adlermörder. Pia war zu gut erzogen, um sich mit Klatsch zu befassen, dennoch waren ihr einige Geschichten zu Ohren gekommen: die Morde, das brutale Verprügeln von Gegnern, Vincenzos wiederholte Schändungen sienesischer Frauen. Letztes Jahr hatte sich ein Mädchen am Fleischhaken ihrer Familie erhängt. Sie hatte gerade erst ihre Schulzeit hinter sich gebracht. »War in anderen Umständen«, hatte Pias Zofe gezischelt. »Noch ein Adlerbastard.« Anscheinend vermochte Salvatore angesichts einer vorteilhaften Partie über derart zügellose Ausschweifungen hinwegzusehen.

»Vater, ich kann ihn nicht heiraten«, flehte sie. »Du weißt doch, wie man über ihn redet – was dem Benedetto-Mädchen zugestoßen ist. Und er ist ein Adler. Seit wann verbindet sich ein Adler mit einer Eule?«

Im Geiste sah sie, wie die beiden Vögel sich paarten, um einen furchterregenden Mischling zu zeugen – eine Chimäre, einen Greif. Es war falsch, alles falsch. Salvatores Gesicht rötete sich vor Ärger, und im selben Moment hörte sie hinter sich das Knirschen eines Stiefels.

Er war hier.

Pia drehte sich langsam um. Eine eisige Hand schloss sich um ihr Herz, als Vincenzo Caprimulgo sich aus dem Schatten löste.

Ein Lichtstrahl fiel zuerst über seine Nase und seine Augen. Ein Schnabel und zwei Glasperlen – wie bei den ausgestopften Vögeln in der Jagdhütte ihres Vaters. Seine dünnen Lippen verzogen sich zu einem leisen Lächeln.

»Es tut mir aufrichtig leid, dass Euch die Verbindung nicht zusagt.« Seine Stimme klang ruhig und beherrscht, aber der unüberhörbare Anflug einer Drohung schwang darin mit. »Euer Vater und ich haben sehr spezielle Gründe für dieses Bündnis zwischen unseren Contrade. Aber ich bin sicher, dass ich Euch ... überzeugen kann, besser von mir zu denken, wenn Ihr mich besser kennt.«

Pia öffnete den Mund, um zu entgegnen, dass sie nicht den Wunsch hegte, ihn besser kennenzulernen, aber ihre gute Erziehung verbot es ihr, unhöflich zu sein, und sie war zu verängstigt, um ihre Meinung zu sagen.

»Und dazu habt Ihr bald reichlich Gelegenheit, denn Euer Vater ist einverstanden, die Heirat morgen nach dem Palio stattfinden zu lassen – den ich zu gewinnen gedenke.«

Er trat näher, bis sie seinen Atem auf ihrer Wange spüren konnte. Außer ihrem Vater war ihr noch kein Mann so nahe gekommen.

»Und ich versichere Euch, dass es gewisse Gebiete gibt, auf denen ich Euch mehr Vergnügen verschaffen kann als ein fünfzehnjähriger Junge.«

Die Bosheit in seinen Augen war nicht misszuverstehen. Und sie las noch etwas anderes darin: eine nackte Begierde, die ihre Knochen in Wasser verwandelte. Sie drängte sich an ihm vorbei und rannte die Stufen zu ihrer Kammer hoch, wobei die Entschuldigungen ihres Vaters in ihren Ohren

widerhallten. Er entschuldigte sich nicht bei ihr, sondern bei Vincenzo.

Allein in ihrer Kammer schritt Pia mit geballten Fäusten auf und ab, während das Blut in ihren Schläfen pochte. Unten konnte sie hören, wie die letzten Vorbereitungen für das Fest getroffen wurden, von dem sie gedacht hatte, es gelte ihrem Ehrentag. Wie konnte es sein, dass ihr Leben so plötzlich eine derart verhängnisvolle Wendung genommen hatte?

Im Lauf des Abends schickte Salvatore wiederholt Diener zu ihr. Sie ignorierte ihr Klopfen: Das Fest würde auch ohne sie seinen Fortgang nehmen. Verzweifelt und von nagender Furcht erfüllt, kauerte sie hungrig und fröstelnd, obwohl es nicht kalt war, in einem Sessel, während die Abenddämmerung hereinbrach.

Endlich erschien ihr Vater selbst, und ihn konnte sie nicht abweisen. Sie solle mit Vincenzo im Hof spazieren gehen, befahl er, um den Sonnenuntergang zu bewundern. Die Dienstboten waren alle im Haus. Es wäre eine Gelegenheit für sie, sich ein Bild von ihrem zukünftigen Mann zu machen.

Pia tat wie ihr geheißen und begleitete Vincenzo zu seinem Pferd, während die sinkende Sonne einen goldenen Schein über die alten Steine warf. Noch immer vor Schock wie gelähmt, unternahm sie keinen Versuch der Konversation, und als sie den Hof überquert hatten, waren seine Schmeicheleien und Höflichkeiten Spott und Provokationen gewichen. Benommen registrierte sie, wie sich die Zwielichtschatten um sie schlossen. Schweigend ging sie neben ihm zu der Loggia, wo sein Pferd angebunden war, und wartete gleichfalls schweigend darauf, dass er in den Sattel stieg. Plötzlich stürzte er sich auf sie und stieß sie in die Dunkelheit hinter einem Pfeiler. Seine hungrigen Lippen pressten

sich auf ihren Nacken, und gierige Hände schlossen sich um ihre Brüste.

»Komm schon«, flüsterte er heiser. »Die Kontrakte sind unterzeichnet, du gehörst ohnehin schon fast mir.«

Erst jetzt setzte sie sich zur Wehr, begann aus vollem Hals zu schreien, obwohl niemand da war, der sie hören konnte, und drosch mit den Fäusten auf sein Gesicht und seine Brust ein. Doch ihr Widerstand schien seine Raserei nur noch zu steigern, und als er die Finger in ihr Haar krallte und sie durch die halb geöffnete Stalltür zerrte, hielt sie sich für verloren. Sie roch das warme Stroh und schmeckte kupfriges Blut im Mund, weil sie sich in die Innenseite ihrer Wange gebissen hatte. Aber dann schien Vincenzo plötzlich zur Besinnung zu kommen.

»Dann bleib noch eine Nacht unberührt«, spie er, als er sich drohend über sie beugte. »Morgen hole ich dich ohnehin in mein Bett.« Er blieb auf der Türschwelle stehen und drehte sich ein letztes Mal um. »Und wage es ja nie wieder, die Hand gegen mich zu erheben!«

Dann fing er an, wie von Sinnen auf sie einzutreten – nicht auf ihr makellostes Gesicht, sondern auf ihren Körper, wo die Blutergüsse unter ihrer Kleidung nicht zu sehen sein würden.

Als er endlich von ihr abließ und aus dem Stall stürmte, überwältigte sie der Schock, und sie begann heftig zu würgen. Im warmen Dunkel konnte sie die Civetta-Pferde schnauben und unruhig tänzeln hören.

Jede Faser ihres Körpers schmerzte, als sie sich aufrichtete, den Hof verließ und quer über die Piazza auf die Kirche zusteuerte. Sie legte die Hände auf die schweren Türen, durch die sie zu ihrer Taufe getragen worden und durch die sie später so oft geschritten war – zu ihrer Kommunion und unzählige Male zur Beichte. Heute Abend

hob sie den Riegel jedoch nicht behutsam an, sondern stieß die Eichenholztüren mit solcher Wucht auf, dass sie gegen die Stützpfeiler prallten und zornige Echos durch das Innere der alten Kirche schickten. Pia lief zu der Marienkapelle, wo ihre Beine endlich unter ihr nachgaben und sie auf dem kalten Steinboden auf die Knie fiel. Das Medaillon fest zwischen beide Hände gepresst, betete sie inbrünstig, ohne dabei jedoch den Blick zu den Bildern von Christus und der Jungfrau Maria zu erheben; sie flehte weit ältere Gottheiten um Hilfe an, da sie sich von ihnen mehr Beistand erhoffte. Sie betete, etwas möge geschehen, irgendein Unglück eintreten, das sie aus ihrer misslichen Lage befreite. Als sie die Hände voneinander löste, hatte Kleopatra einen Abdruck auf der einen und die Eule einen auf der anderen Handfläche hinterlassen.

Der Palio.

Ein Jahr der Planung, zehn Männer, zehn Pferde, drei Runden um die Piazza, und das ganze, zweimal jährlich in kurzem Abstand stattfindende Schauspiel war innerhalb eines einzigen Moments vorbei.

Kein Außenstehender konnte sich eine Vorstellung davon machen – geschweige denn verstehen –, was der Palio für die Sienesen bedeutete. Dass er sie beim Essen, beim Atmen und im Schlaf beherrschte. Dass sie das ganze Jahr lang jeden Tag zu ihren Heiligen um den Sieg beteten. Dass ihre gesamte Loyalität, ihre Farben und ihre Contrade sich um den Palio rankten wie das Netz um die Spinne. Die konzentrischen Kreise ihrer Sitten und Gebräuche und ihrer Gesellschaft hatten ihren Ursprung in diesem Platz, diesem Tag und diesem kleinsten aller Kreise – die Rennbahn,

bedeckt mit dem Staub des Kalktuffs aus den toskanischen Hügeln, über den in Siena geborene Männer auf in Siena gezüchteten Pferden direkt unter den antiken Palästen und Türmen der alten Stadt dahindonnerten. Der Palio war der Mittelpunkt von allem, der Palio war Siena. Wer das begriffen hatte, hatte alles begriffen.

Am 2. Juli 1723, dem Tag des ersten der beiden Palios des Jahres, herrschte in Siena fast unerträgliche Hitze. Trotzdem schien die Menge, die sich versammelt hatte, um einen Blick auf den Palio di Provenzano zu erhaschen, noch größer zu sein als sonst. An anderen Tagen lag die wunderschöne muschelförmige Piazza del Campo so ruhig und friedlich da wie eine leere Jakobsmuschel, aber heute drängten sich hier mindestens tausend Sienesen, die ihre Trommeln schlugen und ihre Fahnen schwenkten. Jeder andere Platz der Stadt war menschenleer; jede Straße, jeder Hof, jedes Gebäude, jede Kirche und Schenke verlassen. In den Gerichtssälen hielt sich niemand mehr auf, die Apotheken waren geschlossen, die Geldverleiher hatten ihre Tische weggeräumt und die Schneider die Fensterläden ihrer Geschäfte geschlossen. Im Kirchenspital Santa Maria Maddalena wiesen die Schwestern die Krankenpfleger an, ihre Patienten, sofern es möglich war, auf Tragen zur Piazza zu schaffen. Sogar die Stare bildeten einen Schwarm, um den Palio vom heißen blauen Kreis des Himmels hoch oben über der Rennbahn aus zu verfolgen. Sie schwirrten um die Turmspitzen herum, bildeten rauchfarbene Wolken, die sich kurz darauf wieder auflösten wie Tinte im Wasser, und kreischten dabei vor Aufregung.

Jeder nahm an diesem besonderen Tag den ihm zustehenden Platz ein, von den Ranghöchsten bis hin zum allerniedrigsten Bettler. An oberster Stelle, auf der Empore des großen Palazzo Pubblico mit seinen Terrakottazähnen

gleichenden Zinnen und dem hohen Uhrenturm stand die Regentin der Stadt. Violante Beatrix de' Medici, fünfzig Jahre alt, farblos und unscheinbar, präsidierte mit Würde und Anmut das Rennen, so wie sie es seit ihrer Ernennung zur Gouverneurin der Stadt nach dem Tod ihres Mannes nun schon seit sechs Jahren tat.

Unter ihr waren die Capitani, die Anführer der teilnehmenden Contrade, in letzte geheime Besprechungen mit ihren Leuten verstrickt. Diese Männer waren die Graubärte, die Oberhäupter ihrer Familien, die jetzt die silbernen Köpfe zusammensteckten und letzte Absprachen trafen. Ihre Augen in den zerfurchten, wettergegerbten Gesichtern hatten schon alles gesehen, und sie kannten die Stadt und ihre Gepflogenheiten besser als jeder andere.

Die in grellbunte Seide gekleideten Fantini, die Reiter, erhielten ihre Nerbi-Peitschen, tückische Schnüre auf straff gespannter Ochsenhaut, mit denen sie in Kürze nicht nur ihre Pferde antreiben, sondern auch auf ihre Gegner einschlagen würden. Diese jungen Männer, die Blüte der sienesischen Jugend, vibrierten förmlich vor Anspannung, ihre dunklen Augen glitzerten freudig erregt. Immer wieder brachen kleinen Vulkanausbrüchen gleichende verbale und auch handgreifliche Streitereien in ihren Reihen aus. Jeder Einzelne hatte sich seit Wochen von seiner Frau oder Geliebten ferngehalten, um sich körperlich wie geistig auf das Rennen vorzubereiten.

Schlecht getarnte Wettsyndikate tauschten über die Köpfe der Menge hinweg geheime Zeichen aus; Straßenhändler versorgten diejenigen, die seit Sonnenaufgang auf dem Platz ausharrten, mit Weinschläuchen und Trockenfleisch; geschäftstüchtige Fächerverkäufer boten Papierfächer in den Farben der teilnehmenden Contrade feil. Die Kapelle stimmte immer wieder die feierliche Palio-Hymne an;

eine Aufgabe, die sie bis zum Anbruch des nächsten Tages beschäftigen würde. Jeder Musiker kannte seinen Einsatz und die Noten im Schlaf.

Sogar die kleinen Kinder schwenkten die leuchtend bunten Fahnen ihrer Contrada und versuchten, ihren älteren Brüdern nachzueifern, den Alfieri, die prahlerisch herumstolzierten und bei der Hauptparade ihre größeren Fahnen geschickt hoch in die Luft schleuderten. Der kleine Waisenjunge und Wasserträger, der Zebra genannt wurde, weil er die schwarzweißen Farben der Stadt statt denen einer Contrada trug und somit mit niemandem und allen zugleich verbündet war, trottete geschäftig hin und her, reichte den Durstigen hölzerne Becher und nahm dafür Münzen in Empfang. Er bewegte sich leichtfüßig und zielsicher in der brodelnden Menge.

Auch die Pferde schienen dem Ereignis entgegenzufiebern. An ihrem Geschirr flatterten bunte Wimpel und blinkten metallene Anhänger, und ihre Mähnen waren mit Bändern durchflochten. Noch wurden sie von ihren Reitern im Schritt geführt, aber sie wussten, dass sie in Kürze losgaloppieren würden und für das Stadtviertel, dessen Farben sie trugen, den Sieg erringen mussten.

Pia aus dem Geschlecht der Tolomei fühlte sich, als gehörte sie mit einem Mal zu jenen Zuschauern, die den niedrigsten Rang bekleideten. Als verlobter Frau brachte man ihr nicht mehr den Respekt entgegen, den sie erfahren hatte, als sie noch eine begehrte Heiratskandidatin gewesen war – eine stadtbekannte Schönheit, die von den besten Familien der Civetta umworben wurde. Jetzt war sie nichts mehr als eine unbedeutende junge Frau, von der erwartet wurde, dass sie ihrem Verlobten zujubelte und sonst nichts. Aber Pia Tolomei hatte nicht die Absicht, die ihr zugedachte Rolle zu spielen. Ja, sie würde zusehen, wie ihr Verlobter das

Rennen bestritt, aber sie würde ihn nicht anfeuern. Stattdessen würde sie darum beten, dass er während des Palio tödlich verunglückte.

Denn heute Abend sollte sie in der Basilika mit Vincenzo Caprimulgo vermählt werden. Heute trug sie zum letzten Mal das Rot und Schwarz der Contrada Civetta. Ihre Blutergüsse wurden von einem gleichfalls in den Farben des Eulenviertels gehaltenen breiten Gürtel verdeckt, der sich um ihre schmale Taille schlang, und ihr schimmerndes schwarzes Haar war unter ihrem Hut zu einer hohen Frisur aufgesteckt. So wie während der vergangenen neunzehn Sommer ihres Lebens und der achtunddreißig Palios saß sie auch jetzt neben ihrem Vater auf den erhöhten Bänken der Eulen-Contrada. Sich dieser Position, ihres Standes und ihrer schmerzenden Rippen allzu deutlich bewusst, bemühte sich Pia, die Tränen zurückzuhalten, denn beim nächsten Palio, dem Palio dell' Assunta im August, würde sie als Vincenzos Frau auf der anderen Seite des Platzes sitzen und das schwarze und goldene Gefieder der Adler tragen. Sie würde in der Rangordnung dieser Raubvögel bis zur Spitze aufsteigen.

Überall ringsum konnte sie die wachsende Erregung der Menge spüren, nahezu greifbar wie ein Luftzug oder ein Hitzeschleier, doch sie selbst fühlte sich als völlige Außenseiterin. Pia war in Siena geboren und hatte die Stadt kaum je verlassen. Obwohl die Toskana an eine Küste grenzte, hatte sie das Meer noch nie zu Gesicht bekommen. Doch trotz ihres Einsiedlerdaseins in der Abgeschlossenheit ihrer Contrada, trotz neunzehn innerhalb der Stadtmauern verbrachter Jahre empfand sie sich heute zum ersten Mal als nicht dazugehörend. Wegen ihrer Verlobung war sie keine Eule mehr, aber auch noch kein Adler, sondern ein seltsames, verkümmertes Vogelzwischending. Eine Missgeburt.

In Siena war jeder Bürger ein Produkt seiner Contrada. Seine Identität begann mit seinem eigenen Viertel und endete dort, wo zum Beispiel die Drachen-Contrada in die der Wölfin oder die des Einhorns in die des Turms überging. Pia war mit den Farben eines jeden Bezirks vertraut, vom Rot und Blau des Panthers bis hin zum Gelb und Grün der Raupe. Und zwei Mal im Jahr erlangten diese geografischen und farblichen Unterteilungen eine sogar noch größere Bedeutung.

In wenigen kurzen Stunden würde sich die Bitterkeit der Niederlage wie aus einem Unratkübel über die geschlagenen Contrade ergießen und überströmende Freude die Einwohner des Siegerviertels erfüllen. Pia wusste, dass Vincenzo heute alles daransetzen würde, um zu gewinnen. Bei der Auslosung der Pferde, die einige Tage vor dem Rennen stattfand, hatte er Berio gezogen, einen großen, schönen Kastanienbraunen, von dem behauptet wurde, er sei das schnellste Pferd der Toskana – das Pferd, auf das jede Contrada gehofft hatte. Da Vincenzo als der beste Reiter der Stadt galt, standen seine Siegeschancen mehr als gut. Und wie, überlegte Pia, würde sich sein Triumph dann wohl in ihrem Ehebett auswirken? Nur dieses siebzig Herzschräge dauernde Rennen konnte ihr keusches Leben verlängern. Unwillkürlich erschauerte sie.

In dem Versuch, sich von dem Schauspiel unter ihr fesseln zu lassen, beugte sie sich vor und sah zu, wie Pferde und Reiter den Platz umrundeten. Ihr Blick folgte gewohnheitsmäßig den Civetta-Farben, als ihr ein einzelner Reiter auffiel. Er lenkte sein Pferd langsam und mit absoluter Konzentration durch das Bocca del Casato-Tor. Der Bogen des Architravs umrahmte ihn wie einen gemalten Engel.

Pia kannte diesen Mann nicht, doch er war das schönste lebende menschliche Wesen, das sie je gesehen hatte. Er

hatte die olivfarbene Haut der Gegend, einen vollen Mund, der jetzt fest und konzentriert zusammengepresst war, aber dennoch Weichheit erahnen ließ, und dunkles, lockiges, der Tradition des heutigen Tages gemäß mit einem Band in den Farben der Turm-Contrada zu einem Pferdeschwanz zusammengebundenes Haar. Seine Augen waren gleichfalls dunkel, und seine Züge glichen denen antiker Statuen – in Marmor gemeißelte Perfektion. Sein Körper war gut proportioniert und muskulös, seine Beine lang, und seine Hände hantierten sanft mit den Zügeln des Pferdes. Aber noch etwas fiel ihr auf: Er besaß die Ausstrahlung eines Edelmannes. Wenn Würde und eine noble Aura mehr von der neuen Wissenschaft der Physiognomie abhingen als davon, in Adelskreise hineingeboren worden zu sein, grübelte Pia, dann sollte er auf der Palastempore über ihrem Kopf sitzen und nicht die hausbackene Gouverneurin.

Während ihrer gesamten Kindheit hatte Pia bei Büchern Zuflucht gesucht, und trotz Vincenzos gestrigen gewalttätigen Ausbruchs glaubte sie immer noch an die höfische Liebe – jetzt vielleicht noch mehr als zuvor. Aber sie wies dem Fremden nicht augenblicklich die Rolle all der Tristans, Lancelots und Rolands zu, von denen sie gelesen hatte. Sie war zu realistisch, um zu glauben, dass irgendjemand von hohem Rang denjenigen liebte, den er heiratete. Dabei waren andere Dinge von Bedeutung.

Dennoch gestattete sie es sich, sich nur einen Moment lang auszumalen, wie es wohl wäre, statt mit Vincenzo mit dem unbekannten Reiter verlobt zu sein. Besser noch – wenn er als ihr edler Ritter für sie in das Rennen ziehen könnte, wie es dem Ideal vergangener Jahrhunderte entsprach, ohne dass sie die sehr realen körperlichen Bedrohungen fürchten musste, die eine Ehe mit sich brachte. Sie würde ihn nicht berühren und ihn schon gar nicht näher kennenlernen müs-

sen. Berührungen bargen Gefahren, wie sie jetzt wusste. Sich aus sicherer Entfernung nach jemandem zu verzehren, das war es, was ihr vorschwebte. Wie würde sie sich wohl fühlen, überlegte sie müßig, wenn sie in ihrer Loge sitzen und zuschauen könnte, wie dieser Mann nur für sie allein zu siegen versuchte ... vielleicht mit einem Zeichen ihrer Gunst am Ärmel oder an der Mähne seines Pferdes?

Als der Unbekannte zusammen mit den anderen abstieg, um der Gouverneurin traditionsgemäß seine Reverenz zu erweisen, kam er direkt neben Vincenzo zu stehen. Als passendes Sinnbild seiner Contrada überragte der Reiter aus dem Turmviertel seinen Rivalen von den Adlern um einiges. Vincenzo schnitt bei diesem Vergleich nicht gerade gut ab, stellte Pia nicht ohne eine gewisse Befriedigung fest. Die Reiter reihten sich jetzt unter der Empore der Gouverneurin auf. In einem pantomimischen Akt des Widerstandes gegen die Herrschaft der Medici beäugte sie jeder Fantino so dreist und geringschätzig wie möglich.

Mit einer Ausnahme.

Nur der unbekannte Reiter nahm seinen Dreispitz ab und bewies Respekt vor dem Geschlecht, wenn schon nicht dem Rang der Gouverneurin, indem er den Blick auf den Boden richtete und sich verneigte. Pia wurde warm ums Herz, doch dieses Gefühl verflog sofort wieder, als sie ihren Verlobten musterte. Vincenzo spähte mit bewusster Unverschämtheit zu seiner Regentin empor. Er hatte seinen Dreispitz aufbehalten. Pia erkannte plötzlich, wie sehr sie ihn verabscheute. Dieser Beweis schlechter Manieren – dass er es nicht für nötig erachtete, in Gegenwart einer Dame den Hut abzunehmen – löste in ihr fast noch mehr Verachtung aus als die Gewalt, die er am gestrigen Abend gegen sie angewendet hatte.

Neben Vincenzo stand sein Vater. Faustino Caprimulgo, der Anführer der Adler-Contrada, war hochgewachsen, drahtig

und von dunkler Gesichtsfarbe, hatte aber schneeweißes Haar, das sich wie eine Kappe um seinen Kopf schmiegte. Mit seinen hohen Wangenknochen, den eingefallenen Wangen und der langen, gebogenen Nase ähnelte er dem Adler, den er in seinem Banner führte. Faustino pflegte sich stets zu seiner vollen Größe aufzurichten. Sein Selbstbewusstsein rührte von dem Umstand her, dass er das Oberhaupt der ältesten Familie von Siena war. Trotz des Prunks und des gebieterischen Auftretens der Medici wusste jeder in der Stadt, dass Siena in Wirklichkeit von den Caprimulgi beherrscht wurde. Sie hatten einst in den Tagen der Neun geherrscht, dem Regierungsrat der alten Republik, und herrschten jetzt immer noch, wenn auch nicht offiziell. Der Sohn stand Schulter an Schulter mit seinem Vater und fixierte die Gouverneurin mit demselben Raubvogelblick – ein Zwergfalke neben einem Falken, eine kleinere, bösertigere Ausgabe seines Erzeugers.

Pia verfolgte, wie der von vier milchweißen Ochsen gezogene Streitwagen mit dem Palio, einem großen Seidenbanner in den Farben der Stadt, auf dem die Figuren der Heiligen Jungfrau und des Papstes prangten, neben dem Palast vorfuhr. Diener falteten die Flagge zusammen und überreichten sie dem Sieger des Vorjahres, Ghiberti Conto, dem Oberhaupt der Schlangen-Contrada, der drei Mal an die Tür klopfte und dann in den Palast eingelassen wurde. Kurz darauf erschien er neben der Gouverneurin auf der Empore und händigte ihr das Banner aus. Beatrix Violante nahm es mit einem Nicken entgegen und wurde für wenige kurze Momente zu seiner Hüterin, bevor sie es dem diesjährigen Sieger übergeben würde. Pia griff, ohne sich dabei im Geringsten illoyal vorzukommen, nach der Eulenmünze, die um ihren Hals hing, und betete, der unbekannte Reiter möge das Rennen gewinnen und nicht Vincenzo.

Sie beugte sich vor und versuchte, die Turm-Farben des Fremden inmitten der anderen Reiter unten an den Startseilen auszumachen. Ihre unbeteiligte Gleichgültigkeit war verfliegen. Sie sah, wie die Fantini einander aus den Mundwinkeln heraus etwas zuraunten, letzte Drohungen oder Versprechen, während ihre bunte Seidenkleidung vernehmlich knisterte. In diesem Moment wurden Abmachungen getroffen oder gebrochen, und große Geldsummen wechselten den Besitzer. Die Pferde tänzelten und stießen sich an; eines stieg vorne in die Höhe und warf seinen Reiter ab – den im Grün-Weiß der Gans-Contrada, registrierte sie erleichtert. Nicht ihn.

Ihr wurde klar, dass das Los den Fremden zum Reiter an der Außenposition der Seile bestimmt haben musste, und im nächsten Moment bestätigte sich ihre Vermutung. Er ritt später als die anderen auf das Seil zu, schien aber kein Interesse daran zu haben, seinen Vorteil auszunutzen. Für gewöhnlich nutzte ein skrupelloser Reiter diese Position, um gegnerische Contrade beim Start in eine schlechtere Ausgangsposition zu manövrieren. Doch Pia sah, dass der Reiter regungslos auf seinem Pferd saß, mit niemandem sprach, den Blick auf einen Punkt weit in der Ferne heftete und keinerlei Anstalten machte, seine Konkurrenten anzurempeln oder zu bedrängen. Auch sein Hengst stand unbeweglich in dem Getümmel; das Paar ähnelte in seiner starren Ruhe der Bronzestatue des berittenen Cosimo des Großen, die sie bei ihrer ersten und einzigen Reise nach Florenz gesehen hatte. Pia wünschte sich so inbrünstig, er möge Vincenzo besiegen, dass es sie selbst überraschte. Ihr Blick bohrte sich in seinen breiten Rücken, bis die blaue und burgunderfarbene Seide vor ihren Augen verschwamm.

Kurz vor dem Start herrschte das übliche Durcheinander. Während die Pferde stampften und sich aufbäumten,

rief der Startrichter einen Fehlstart nach dem anderen aus. Dann endlich reihten sich die Tiere in einem Augenblick fast unerträglicher Spannung auf und beruhigten sich wie auf ein stummes Kommando hin. Das Gebrüll und der Jubel der Menge wichen einer kurzen, gespenstischen Stille, und über Pias Kopf ließ die große Glocke Sunto im Torre del Mangia ihre selten zu vernehmende Stimme erklingen. Das Lied der Glocke, die von einem Palio bis zum nächsten schwieg, hallte über die Stadt hinweg, um zu verkünden, dass die Stunde gekommen war. Alle Köpfe fuhren herum, und alle Blicke richteten sich nach oben, denn es hieß, die Wetterfahne auf dem Mangia-Turm würde in dem letzten Windhauch auf das Stadtviertel zeigen, das den Sieg davontragen würde. Der bronzene Pfeil deutete zitternd auf den Duomo der Adler-Contrada, woraufhin der Jubel aus diesem Bezirk fast die letzten Schläge der Glocke übertönte. Pia schluckte. Angesichts dieses Omens stieg Übelkeit in ihr auf. Aber die Zeit für fruchtlose Grübeleien war vorüber. Nach dem siebten Schlag verstummte Sunto, und die kleine Feuerwerkskörperkanone am Startseil wurde abgefeuert. Zehn Pferde schossen davon.

Für jeden, der dies noch nie miterlebt hatte, dachte Pia, musste es unmöglich sein, sich das markerschütternde Gebrüll der Menge vorzustellen; zu spüren, wie das Donnern der Hufe die Rippen vibrieren ließ; den Schweiß und das Stroh zu riechen und den Kalktuffstaub im Mund zu schmecken. Die Pferde jagten mit schweißglänzenden Flanken und Schaum vor den Nüstern am Palazzo vorbei und stürmten auf die Kurve zur Bocca del Casato zu. Pia konnte die Turm-Farben erkennen – ihr Champion lag Schulter an Schulter mit Vincenzo in Führung.

In der zweiten Runde hatte Vincenzo drei oder vier Pferde deutlich hinter sich gelassen und war an der gefährlichen

San-Martino-Kurve vorbei, einer trügerisch geneigten Ecke, an die die scharfen Stützpfiler eines massiven Palazzos grenzten, doch hier prallte das Pferd der Panther gegen das von Vincenzo, derweil sein Reiter Vincenzo selbst einen Peitschenhieb quer über das Gesicht versetzte. Der unbekannte Reiter nutzte seinen Vorteil und übernahm die Führung, während der Erbe der Adler nach hinten geschleudert wurde, als sein Pferd ins Stolpern geriet. Dann schien sich das Rad der Zeit plötzlich langsamer zu drehen, als Vincenzo sich überschlug, in hohem Bogen in die San-Martino-Kurve flog und als regloser Haufen dort liegen blieb. Auf den fast einstimmigen Aufschrei der Menge hin spähte der unbekannte Reiter über seine Schulter, dann schwang er, ohne zu zögern, die Beine über den Hals seines Pferdes, sprang vom Rücken des Tieres und landete im Staub und Stroh.

Pia beugte sich vor. Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Einen furchtbaren Moment lang dachte sie, sie hätte das Unheil herbeigeführt. Sie hatte gewünscht, Vincenzo möge tödlich verunglücken, sich aber nicht vorstellen können, wie ein solcher Unfall aussah. Von ihrem Platz aus hatte sie den Eindruck, dass Vincenzo auf einer gesamten Körperhälfte schwarz angelaufen war, doch ihr wild hämmernder Puls mahnte sie augenblicklich, dass es sich bei dieser Färbung um Blut handeln musste. Unter dem Gekreische der Menge schlug der unbekannte Reiter einen Bogen um die herandonnernden Hufe, rannte auf den verletzten Mann zu, um ihm zu helfen, und richtete ihn auf.

Vincenzos Kopf hing in einem unnatürlichen Winkel zur Seite, und sein Retter, der mit hoch aufspritzendem Blut bedeckt war, tastete verzweifelt nach der gerissenen Arterie. Nachdem er die Quelle der fürchterlichen Blutfontäne gefunden hatte, presste er die Hände fest auf Vincenzos Hals. Beide Männer starrten vor Blut, und der Staub auf dem

Boden unter ihnen verdunkelte sich, als sei ein Schatten darüber gefallen. Pia, die das Geschehen voller Angst verfolgte, sah Vincenzos kastanienbraunes Pferd Berio die kleine schwarzweiße Flagge passieren, die die Ziellinie markierte. Dabei schnaubte es vor Freude über seinen Sieg, als wüsste es, dass ein Pferd den Palio auch reiterlos gewinnen konnte.

Zum zweiten Mal an diesem Tag legte sich eine unheimliche Stille über die Menge. Inzwischen hatten sich zahlreiche in den Farben der Adler gekleidete Männer um den gestürzten Reiter geschart – unter ihnen bemerkte Pia auch Faustinos weißen Schopf –, und verschiedene Richter und Beamte, ein Apotheker und ein Arzt gesellten sich zu ihnen. Endlich erhob sich der unbekannte Reiter und schüttelte den Kopf.

Pia stand auf und zwang sich, zu der kleinen Gruppe hinüberzugehen. Sie drängte sich an ihren neuen Verwandten vorbei und bahnte sich, beherrscht von dem dumpfen Gefühl, es sei ihre Pflicht, an der Seite ihres toten Verlobten auszuharren, einen Weg durch die Menge. Dabei wurde sie unsanft angerempelt und einmal sogar zu Boden gestoßen. Ihr Kopf fühlte sich an wie mit Watte gefüllt, und ihre Glieder erschienen ihr so bleischwer, als kämpfe sie sich durch eine Sanddüne hindurch.

Sie hatte neunzehn Jahre in einem Treibhaus verbracht; eine seltene Orchidee, die noch nie von einer menschlichen Hand berührt worden war. Sie war als lohnende Partie für eine Ehe verwöhnt, verhätschelt, gehegt und gepflegt worden, und nun war das Glas dieses Treibhauses zerbrochen und sie selbst der Gewalt der Elemente ausgesetzt. Seit heute lebte sie in einer physischen Welt, einer Welt der Brutalität. Einer Welt, in der ihr zukünftiger Mann sie gestern beinahe geschändet hatte und in der Fremde sie heute grob zur Seite drängten und zu Boden warfen. Im Moment

konnte sie nicht sagen, welche dieser körperlichen Übergriffe auf ihre Person die schlimmeren waren.

Ein Mann in dem Menschengewimmel, der Stallknecht ihres Vaters, erkannte sie, und das Meer vor ihr teilte sich. Pia straffte sich und besann sich auf ihre Würde. Obwohl sie sich wie eine Betrügerin vorkam, als die Leute ihr Platz machten, da sie wussten, dass sie die Verlobte des Verunglückten war und ihr einen Schmerz unterstellten, den sie nicht empfand. Sie entdeckte ihren Vater Salvatore am Rand der Menge, die sich um den Toten geschart hatte. Er machte keine Anstalten, auf sie zuzukommen, sondern war in eine eindringliche Unterhaltung mit Vincenzos Bruder verstrickt, einem seltsam blassen Geschöpf – hieß er nicht Nello? Wie in einem Traum gefangen, schritt sie an ihnen vorbei auf den Mittelpunkt des Geschehens zu und erblickte ihren ersten Leichnam.

Pia starrte auf Vincenzos Leiche hinunter. Sie registrierte das zerfetzte Fleisch am Hals, den Knochen, der aus der Haut ragte, das Blut, das den Staub schwarz gefärbt hatte, und den leicht geöffneten Mund, vor dem ein wenig Schaum stand, der die Fliegen anlockte. Erst gestern noch hatte dieser Mund ihr ein bedrohliches Versprechen ins Ohr geflüstert, und später hatte er die Drohung wahr gemacht, das Versprechen erfüllt. Dieser Mund hatte sich auf ihren Nacken gepresst und nach schalem Wein riechenden Atem in ihr Haar geblasen, als sein Besitzer versucht hatte, sie mit Gewalt zu nehmen. Er hatte geschnauft und gekeucht, bis seine heißen Atemzüge sich in säuerlichen Speichel verwandelt hatten, der in ihr Haar rann. Konnte es sein, konnte wirklich das Wunder geschehen sein, dass er nie wieder atmen würde? Es erschien ihr unmöglich. Ihre Stirn wurde kalt, und ihr Magen krampfte sich zusammen. Da sie fürchtete, ohnmächtig zu werden, streckte sie die Hand nach etwas Solidem aus, um sich zu stützen.

Es war Berio, der Sieger und der Mörder. Das schnellste Pferd der Toskana, das Vincenzo veranlasst hatte, triumphierend eine geballte Faust in die Luft zu stoßen, als er es bei der Auslosung gezogen hatte. Sie vergrub die Hände in Berios schwarzer Mähne und legte ihre feuchte, klamme Stirn gegen seinen samtigen Hals. Das Pferd ließ sich die Berührung unsicher und verwirrt gefallen, als wundere es sich, dass niemand es mit Blumen bekränzte und mit Leckerbissen fütterte. Es schüttelte mehrmals den Kopf, als würde es von einer lästigen Fliege geärgert, und blickte auf Vincenzos leblosen Körper hinab. Pias Augen füllten sich mit Tränen.

»Hab keine Angst. Es war nicht deine Schuld, sondern meine«, flüsterte sie. »Ich habe ihm dieses Schicksal gewünscht.«

Als würden ihm ihre Worte Trost spenden, beruhigte sich der große Kastanienbraune, wieherte leise und knabberte an ihrem Ohrläppchen. Pia, die von ihren Schuldgefühlen fast erdrückt wurde, spürte, wie sich ihr kunstvoll aufgetürmtes Haar löste und ein Regen von Haarnadeln zu Boden prasselte, als das Tier sie liebkostete und ihre und seine schwarze Mähne miteinander verschmolzen, eins wurden. Ihr schmucker roter Hut glitt ihr vom Kopf und geriet unter Berios riesige Hufe.

Durch Berios Mähne hindurch sah sie, wie sich der Adler Faustino mit seinem Sohn in den Armen aufrichtete. Sie sah auch, dass der unbekannte Reiter dem Capitano einen Moment lang die Hand auf die Schulter legte, dann wandte sich Faustino, gefolgt von den Leuten seiner Contrada, mit seiner grausigen Last zum Gehen. Die Adler verließen schweigend den Platz; vergaßen das Banner, das sie errungen hatten. Sie erwartete kein freudiges Te Deum des Siegers in der Basilika und auch keine Hochzeit, sondern

die Aufbahrung eines Toten, ein Trauergottesdienst und eine Beerdigung. Pia spürte, wie Berio von ihr weggezogen wurde; der Stallknecht löste ihr Haar aus der langen schwarzen Mähne des Tieres. Es war, als dürfe sie jetzt jeder ungestraft berühren.

Als sich die traurige Prozession langsam entfernte, meinte Pia, eine schwere Last werde von ihr genommen. Mit einem tiefen Atemzug stieß sie den Tod und diesen Tag aus, und eine süße, reine Erleichterung füllte ihre Lungen. Nun, wo sie so unverhofft und abrupt aus ihrem Ehekontrakt befreit worden war, wusste sie nicht, was sie tun sollte. Ihre gesamte sorgfältige Erziehung, ihr Unterricht, der sie mit den Regeln und Gesetzen ihrer Klasse vertraut machen sollte, hatten sie nicht auf eine solche Situation vorbereitet. Dann traf sie die Erkenntnis wie ein Schlag. Sie war frei, sie konnte nach Hause gehen. Doch als sie sich umdrehte, um zu ihrer Familie, zu den Civetta und zu ihrem Heim zurückzukehren, versperrte ihr die fassähnliche Gestalt ihres Vaters den Weg. Da sie meinte, nun, wo sie berührbar war, sei es an der Zeit für eine seltene Umarmung, streckte sie zaghaft eine Hand nach Salvatore aus.

Aber statt sie an sich zu ziehen, packte ihr Vater sie bei den Schultern, drehte sie entschlossen um und flüsterte genau dort, wo Vincenzos heißer Atem am Abend zuvor ihre Haut gestreift hatte, in ihren Nacken: »Der Adler hat einen weiteren Erben. Ein Sohn ist noch am Leben. Also erfülle deine Pflicht.«

Und dann stieß er sie nachdrücklich in die Richtung des Adler-Gefolges. In diesem Moment gab ihr verräterischer Körper nach, ihre Knie wurden weich, und sie wurde von zwei Männern in den Farben der Adler unsanft aufgefangen. Einer war Vincenzos Bruder Nello, das wusste sie, der andere ein Vetter aus derselben Blutslinie. Sie krallten die Finger in ihre Oberarme und zerrten sie den Eindruck erweckend, sie

zu stützen, mit sich. Ihre modischen Stiefelchen schleiften durch den Staub. Sie war eine Gefangene.

Pia setzte sich verzweifelt zur Wehr. Sie hörte sich selbst immer wieder nein, nein, nein stammeln. Die Menge, die Zeuge des ganzen Geschehens wurde, begann zu brodeln wie ein Dampfkessel, in dem sich Fragen und Antworten vermengten, aber dieses eine Mal wurden alle Contrade vom Respekt vor dem Schmerz vereint, den sie hier miterlebten. Das arme Mädchen konnte sich mit dem Tod ihres Verlobten nicht abfinden. Sie war vor Kummer wie von Sinnen und redete wirres Zeug. Die Adler würden sich um sie kümmern.

In einem letzten verzweifelten Versuch verrenkte Pia den Hals, um den Blick des unbekannten Reiters auf sich zu lenken, aber er nahm sie nicht zur Kenntnis. Er stand in der Blutlache, die jetzt wie ein Schatten um seine Füße zu spielen schien, und wischte sich Gesicht und Hände mit seinem Halstuch ab. Das geronnene Blut hinterließ keine Spuren auf dem scharlachroten Stoff. Aber ansonsten hatte sich alles verändert.

Als Pia unter dem Bocca del Casato-Tor hindurchgeschleift wurde, spürte sie, wie jemand an ihrem Ärmel zupfte. In der Hoffnung auf Rettung sah sie nach unten, erblickte aber nur den kleinen Wasserträger Zebra. Er trotete neben ihr her und hielt ihr dabei etwas hin. Es war ein schwarzer Samtbeutel mit dem eingepprägten goldenen Medici-Wappen; eine Geldbörse mit Traueralmosen von der Gouverneurin.

Als ihre Häsher die Börse ohne ein Wort des Dankes an sich rissen, blickte Pia ein letztes Mal über die Köpfe der Menge hinweg zu der Palastempore hinüber. Sie mochte es sich eingebildet haben, aber sie meinte, die Gouverneurin habe eine Hand gehoben – ein Gruß, eine Geste des Mitgefühls? –, ehe sie vom Schatten des Architravs verschluckt wurde.

Hoch oben über der Piazza sah Violante Beatrix de' Medici zu, wie das sich sträubende Mädchen aus ihrem Blickfeld verschwand. Jetzt endlich erhob sie sich, und das schwarzweiße Palio-Banner entglitt ihrer Hand, die auf der Balustrade ruhte, schwebte anmutig auf den Platz hinab und blieb dort im Blut und Staub liegen.

2

Die Schildkröte

Violante Beatrix de' Medici wurde in Bayern geboren, der Heimat des Märchens. Doch hörte sie das erste nicht im Arm ihrer Mutter, sondern als Grammatikübung im Schulzimmer. Kurz nachdem Violante zwölf geworden und der Heiratskontrakt mit den Medici unterzeichnet worden war, beschloss ihre Mutter, dass sie sich mit der Sprache ihrer zukünftigen Heimat vertraut machen sollte. Also befasste sich Violante pflichtschuldig mit einer italienischen Volkserzählung mit dem Titel *La lepre e la tartaruga – Der Hase und die Schildkröte*.

Eines Tages sah ein Hase eine langsam dahinkriechende Schildkröte und begann zu lachen und sie zu verspotten. Er forderte die Schildkröte zu einem Wettrennen heraus, und die Schildkröte willigte ein. Sie einigten sich auf eine Strecke, und das Rennen begann. Der Hase jagte los und rannte eine Weile, so schnell er nur konnte. Als er dann sah, dass er einen großen Vorsprung vor der Schildkröte hatte, beschloss er, sich eine Zeitlang unter einen Baum zu setzen und sich auszuruhen, bevor er das Rennen fortsetzte. Also machte er es sich unter dem Baum bequem und schlief kurz darauf ein.

Die Schildkröte dagegen stapfte weiter, überholte ihn und gewann das Rennen.

Und so erzählte Violantes Mutter ihr zumindest indirekt ein Märchen.

Violante Beatrix von Bayern, Witwe von Ferdinando de' Medici, Prinzessin von Bayern und von ihrem Schwiegervater Großherzog Cosimo III. eingesetzte Regentin von Siena, stieß die Fensterflügel ihrer Kammer auf. Sie lebte seit sechs Jahren in dieser Stadt, empfand ihre Kammer aber immer noch nicht als die ihrige, so wie sie sich bislang auch noch nicht daran gewöhnt hatte, diesen Palast als ihren Palast zu betrachten. Tatsächlich war der Herzogspalast, in dem sie gerade stand, ihre prunkvolle Residenz, für jeden Sienesen bis zum heutigen Tag der Palazzo Pubblico geblieben. Das alte Gebäude diente nur dazu, Violante daran zu erinnern, wie jung das Herzogtum der Medici war; dass sich Siena Jahrhunderte vor ihr selbst regiert hatte und auch Jahrhunderte nach ihr gut ohne sie zurechtkommen würde. Zwar herrschte sie dem Namen nach hier – sie war Gouverneurin und Regentin der Stadt. Aber ihre Herrschaft war eine einzige Farce.

Niemand wusste, dass sie mit ihren fünfzig Jahren noch immer das verängstigte kleine Mädchen vom Hof ihres Vaters war, das sich innerlich krümmte, wenn ihre Mutter sie bat, für ihre Gäste die Zimbel zu spielen. Niemand ahnte, dass die Tochter von Ferdinand Maria, Kurfürst von Bayern, und Adelaide, Prinzessin von Savoyen, in Gesellschaft schüchtern und unsicher war, Musik mehr liebte als banale Konversation und sich davor fürchtete, in der Öffentlichkeit eine Rede halten zu müssen, was sie verzweifelt zu verbergen suchte. Niemand verstand, dass sie Ferdinando de' Medici an jedem einzelnen Tag ihrer Ehe geliebt hatte, obwohl er diese Liebe bis zu seinem Tod nicht erwidert hatte. Und nie-

mand kannte ihren geheimsten Kummer: dass sie täglich um ihre toten Zwillinge trauerte, neunzehn Jahre lang an ihrem Geburtstag eine Kerze angezündet hatte und auf eine entsprechende Frage hin mit absoluter Genauigkeit hätte sagen können, wie viele Jahre, Monate, Tage und Stunden sie alt gewesen wären, wenn sie am Leben geblieben wären. Und aufgrund ihres Unvermögens, einen Erben für die Großherzöge der Toskana in die Welt zu setzen, stand zu befürchten, dass das kränkelnde junge Herzogtum dahinsiechen würde wie ein krankes Kind und letztendlich dem Tode geweiht war. Sie bekleidete eine Position, die sie nicht auszufüllen vermochte; sie war eine Anomalie. Die alte Stadt würde einfach ihre Zeit abwarten.

Violante neigte nicht zum Aberglauben, aber sie konnte nicht umhin, an ein Gespräch zurückzudenken, das sie am Abend zuvor mit ihrem engsten Berater Francesco Maria Conti geführt hatte. Der hochmütige Staatsmann, dessen übersteigertes Selbstbewusstsein auf dem Umstand beruhte, dass er ein Vetter des Papstes selbst war, war mit beunruhigenden Neuigkeiten in ihren Audienzsaal gekommen. Er hatte wie üblich seinen schwarzen Mantel getragen, an seinem Stock mit dem silbernen Knauf herumgefangert und ihr, ohne ihr in die Augen zu blicken, erzählt, dass zwei Männer in der Stachelschwein-Contrada einen toten Esel gefunden hatten, der über das Camollia-Tor geworfen worden war. Sie hatte die Botschaft nicht verstanden, bis er ihr mit seiner gewohnten, in eisige Höflichkeit verpackten Verachtung erklärt hatte, dass die Florentiner bei ihrer Belagerung Sienas im 13. Jahrhundert Eselskadaver über die Mauern geschleudert hatten, um Seuchen und Pestilenz über die Stadt zu bringen. Konkret gesagt, hatte Conti hinzugefügt, sei der Esel als Zeichen dafür zu werten, dass Siena fallen würde. Violante beschlich das unbehagliche Gefühl, dass

Vicenzo Caprimulgos Tod der Auslöser für irgendetwas sein könnte, vielleicht für den Anfang vom Ende.

Von ihrem offenen Fenster aus sah sie die Bediensteten der Stadt die Piazza säubern und die dunkle Blutlache in der San-Martino-Kurve beseitigen. Sie wandte den Blick entschlossen von dem Blut ab und konzentrierte sich auf die Dinge, die sich nicht verändert hatten. Die Stare kreischten, die Abendluft roch frisch und kühl, und die sinkende Sonne tauchte den Platz unter ihr in einen goldenen Schein. Sie bewunderte die alten Paläste und die neun Abschnitte der großen Piazza, die von dem Springbrunnen ausgingen und dem Platz sein muschelförmiges Aussehen verliehen. Bei diesem Anblick erinnerte sie sich an ein Gemälde, das sie in einem von Cosimo de' Medicis Sommerpalästen gesehen hatte. Es zeigte eine wunderschöne Frau mit wehendem langem Haar, die nackt einer großen, auf dem Meer treibenden Muschel entstieg, die von freundlichen Winden auf einer azurblauen Welle ans Ufer getragen wurde.

Heute bei dem Palio, der auf so furchtbare Weise zu Ende gegangen war, war Violante ebenfalls eine junge, schöne Frau mit aufgestecktem dunklem Haar aufgefallen. Ihr rotweißes Gewand hatte ihre schmale Taille betont und ein rosiger Hauch ihre Porzellanwangen erglühen lassen. In dem Meer aus Flaggen und Bannern hatte sie so heiter und gelassen wie die Göttin in der Muschel gewirkt, wie eine fleischgewordene Venus, und Violante war angesichts von so viel Jugend und Schönheit einen Moment lang von bitterem Neid erfüllt gewesen. Doch dann hatte sie gesehen, wie sich die junge Frau gegen das Pferd des Toten lehnte, und begriffen, dass sie die Verlobte des unglücklichen Reiters gewesen sein musste. Weitere vorsichtige Nachforschungen hatten ergeben, dass die beiden heute Abend hätten heiraten sollen. Violante empfand tiefes Mitleid mit dem Mädchen und

schämte sich für ihren Anflug von Neid, also sandte sie der Familie eine Geldbörse, um ihre Schuldgefühle zu mindern. Sie kannte die Leere und den Schmerz nur zu gut, den ein solcher Verlust hinterließ, denn auch sie hatte einst jemanden verloren. Ferdinando. Sie hatte heute keinesfalls an ihn denken wollen.

Violante wandte sich ab, zog sich in ihre eigene kühle Muschel zurück, verbarg sich vor der Außenwelt. Sie verschloss das Fenster und ihre Gedanken vor dem Blut draußen; sie wollte nichts mehr damit zu tun haben. Die plötzliche, unerwünschte Erinnerung an ihren toten Mann hatte ihre emotionalen Reserven erschöpft, sie hatte kein Mitgefühl mehr übrig. Sie ging zu ihrem mannshohen, aus Paris stammenden Spiegel hinüber, aber selbst das leicht getrübbte antike Glas, das so viele Makel verdeckte, spendete ihr keinen Trost. Es zeigte ihr das Bild einer Frau mittleren Alters, die man noch nicht einmal ansatzweise als hübsch bezeichnen konnte, obwohl sie die kostbarsten gepuderten Perücken aus Montmartre besaß und ein Gewand aus laviendelfarbener Seide trug, die die Hugenotten von Spitalfields gewebt hatten. Als sie an dem Stoff ihres Rockes herumzupfte, stellte sie fest, dass die Altersflecken auf ihren Händen durch die Bleisalbe hindurchzuschimmern begannen, obwohl sie sie erst vor einer Stunde aufgetragen hatte. Die Hässlichkeit dieser Hände auf der prächtigen, schimmernenden Seide deprimierte sie noch stärker.

Sie trug tagtäglich Violett oder eine Farbe, die dieser sehr nahe kam, und das alles nur aufgrund einer beiläufigen Bemerkung ihres verstorbenen Mannes. Während der kurzen Zeit, wo er um sie geworben und sich noch bemüht hatte, halbwegs freundlich zu ihr zu sein, hatte er einmal gesagt, die Farbe würde zu ihr passen, weil das Wort *violet* so eng mit ihrem Namen Violante verbunden war. Es

war ein Wortspiel, ein gedankenloser Ausspruch, der mehr dazu diente, seine eigene sprachliche Spitzfindigkeit als ihre Schönheit zu preisen, aber zugleich hatte es sich um eine der seltenen Gelegenheiten gehandelt, bei denen er ihrer Person ein Mindestmaß an Beachtung geschenkt hatte. Und daran klammerte sie sich während all der Jahre der Zurückweisung, der Isolation und der unbewussten oder berechneten Grausamkeiten, die er ihr durch seine wechselnden Liebhaber zufügte. In der vergeblichen Hoffnung, er würde eines Tages erneut von ihr Notiz nehmen, trug sie seither nur noch violette und malven- oder lavendelfarbene Gewänder.

Sie hielt an dieser Gewohnheit fest, obwohl man Ferdinandos Scherz auch anders auslegen könnte: dass ihr Name einem anderen Wort noch mehr ähnelte – *violare*, also zerbrechen, gewaltsam beschädigen oder gar vergewaltigen. Alles Wörter, die treffend die Art beschrieben, wie er mit ihr und ihrer Ehe umgegangen war und wie er sie behandelt hatte, als er das erste und einzige Mal bei ihr gelegen hatte. Dennoch trug Violante auch jetzt, wo er tot und sie frei war, weiterhin unbeirrt Violett.

Plötzlich von einer tiefen Erschöpfung erfüllt, wandte sie sich vom Spiegel ab. Ferdinando. Hatte sie ein Mal angefangen, an ihn zu denken, konnte sie nicht mehr aufhören. Sie verzichtete darauf, ihre Kammerfrauen zu rufen, und legte sich so wie sie war, in ihrem albernem violetten Kleid, auf das Bett, um sich ihren Gedanken zu überlassen. Ferdinando. Ihre Erinnerungen an ihn fluteten wie eine Welle über sie hinweg. Sie suhlte sich geradezu in ihrem Selbstmitleid, aber es kümmerte sie nicht. Tränen brannten in ihren Augen, und endlich schlief sie ein.

Als das Zwielficht dunkler wurde, wurde Pia zum Haus der Adler gebracht. Die beiden Aquila-Männer hielten sie mit